

Das Schöne und das Triviale

Herausgegeben von Gert Theile

Wilhelm Fink Verlag

Siegfried Seifert

Goethe/Schiller und die „nivellirenden Naturen“

Literarische Diskurse im „klassischen Weimar“

Mit der Dichotomie von „Schönem“ und „Triviale“ stehen wir mitten im Leben, wenn ich das so sagen darf, gewissermaßen zwischen Harry-Potter-Fieber und dem Thomas-Mann-Mehrteiler, der im Dezember 2001 über die Bildschirme lief, oder zwischen der Serie von Rosamunde-Pilcher-Verfilmungen, die im Sommer 2002 zur besten Abendsendezeit im ZDF gebracht wurde und dem neuesten Roman „Im Krebsgang“ des Nobelpreisträgers Günter Grass usw. usf. All diese Vorgänge sind auch stets als erneute Versuche der Angleichung, vielleicht durch „Nivellierung“, zu verstehen. „Nivellierung“ – das Stichwort im Titel meines Beitrags stammt von Goethe. Während eines Besuchs der Sophie von La Roche in Oßmannstädt bei Wieland und in Weimar im Sommer 1799 schreibt Goethe an Schiller am 24. Juli 1799 über die La Roche: „Sie gehört zu den nivellirenden [noch in alter Rechtschreibung! – S. S.] Naturen, sie hebt das Gemeine herauf und zieht das Vorzügliche herunter und richtet das Ganze alsdenn mit ihrer Sauce zu beliebigem Genuß an.“¹ Eine harte, vernichtende, wenn auch nicht öffentlich geäußerte Kritik, beeinflusst von der peinlichen Wiederbegegnung mit der großen alten Dame der deutschen Literatur, die – wie Wieland sarkastisch bemerkte – auch im siebzigsten Jahr nicht „um ein Atom weiser“ sei als mit zwanzig² und die in ihrer literarischen Manier der sentimental Moralidaktik ein Leben lang im „Trivialen“ das „Schöne“ zu finden glaubte. Haben wir nicht in Goethes Bemerkung über die La Roche eine interessante, wenn auch polemisch zugespitzte Definition von Trivial- oder Modeliteratur aus der Sicht der

¹ Goethe, Johann Wolfgang: *Werke*. Hrsg. im Auftr. der Großherzogin Sophie von Sachsen [im folgenden: WA = Weimarer Ausgabe]. Abth. IV. Goethes Briefe. Bd. 14. Weimar 1893. S. 135.

² Zitiert nach: Starnes, Thomas C.: *Christoph Martin Wieland. Leben und Werk*. Bd. 2. Sigmaringen 1987. S. 757.

klassischen Autonomieästhetik, die an der Schwelle zum neuen bürgerlichen Jahrhundert ihre hohen, weit in die Zukunft gerichteten Grundsätze formuliert hatte?

In der Beschäftigung mit der deutschen Klassik, besser gesagt mit dem, was wir heute als „klassisches Weimar“ zu bezeichnen pflegen, ist die Frage nach der eingangs zitierten Dichotomie ohne Zweifel von besonderem Stellenwert. Der unverminderten Flut affirmativer Veröffentlichungen zum „Museum Weimar“ zum Trotz nähern wir uns doch wohl immer mehr der Erkenntnis, daß eine treffendere Sicht auf die Genese des „klassischen Weimar“ nur zu gewinnen ist, wenn wir seine Komplexität, die Vielfalt der Strömungen und Gruppierungen und ihre literarischen Kontroversen beachten. Nur so kommen wir auch einer historischen Analyse und Bewertung der Dichotomie von „Schönem“ und „Triviale“ näher. Der seit 1998 eingerichtete DFG-Sonderforschungsbereich „Ereignis Weimar–Jena. Kultur um 1800“ an der Friedrich-Schiller-Universität stellt sich der Vielschichtigkeit dieser Prozesse. Die Stiftung Weimarer Klassik ist an diesem Sonderforschungsbereich unter anderem mit einem Teilprojekt zur Verlagsgeschichte des klassischen Weimar, speziell zum Verleger Friedrich Justin Bertuch (1747–1822), beteiligt. Aus dieser Arbeit möchte ich einige vor allem als Diskussionsbeitrag gemeinte Bemerkungen hier einbringen.

Bei diesem Blick auf literarische Diskurse im klassischen Weimar kommen zwei Ebenen ins Spiel, die sich gegenseitig beeinflussen und bedingen und von denen mal mehr die eine, mal die andere in den Vordergrund tritt: Die eine ist die praktisch-literarische und die andere die theoretisch-ästhetische. Sind es zum einen unterschiedliche Strategien der Literaturpublikation und -kommunikation, so zum anderen die literarisch-ästhetischen Reflexionen, die als unterschiedliche Grundelemente diese Strategien bestimmen.

Ohne Zweifel würde *Bertuch* aus der Sicht Goethes und Schillers, aber auch Herders und anderer Zeitgenossen, in die „nivellierenden Naturen“ einzureihen sein. Der lebenslange Dissens mit ihm, der sich auch in offenen oder versteckten persönlichen Differenzen äußerte, ist nichts anderes als der Ausdruck eines beständigen Dissenses in den Literaturauffassungen und Publikationsstrategien der Partner. Das Beispiel ist – vor allem hinsichtlich des Verhältnisses zu Goethe – deshalb so interessant, weil Goethes und Bertuchs paralleles Wirken in Weimar besonders lang, im Grunde lebenslang, währte. Denn beide gehörten zu den bürgerlichen Eliten, die von Anfang an seit dem markanten Einschnitt 1775 dabei waren. Der 1822 gestorbene Bertuch hat neben Her-

zog/Großherzog Carl August (gest. 1828) und Carl Ludwig von Knebel (gest. 1834, elf Monate nach Goethe) die Weimarer Existenz des zwei Jahre jüngeren Goethe am längsten begleitet.

Bertuch war, von Wieland empfohlen, sofort bei Regierungsantritt des Herzogs Carl August im September 1775 zu dessen Geheimsekretär und Verwalter der herzoglichen Schatulle ernannt worden; diese Ämter hatte er bis 1796 inne. Als Goethe im November 1775 eintraf und ab 1776 sofort in hohe Staatsämter berufen wurde, Bertuch gewissermaßen überholte, kam es bald zu Differenzen, die durch die gemeinsame Zugehörigkeit zu dem Kreis um den vitalen jungen Herzog nur mühsam verdeckt wurden. Gerade das Amt, das Bertuch in diesem Kreis ausübte – Böttiger sprach davon, daß er „die Genies kleiden und füttern mußte“³ –, begründete die Differenz zu Bertuch, der von den „Kraftgenies“ bald als „Spießbürger“ verspottet wurde.⁴ „Mach doch das Geld zusammen [...]“, redet Goethe 1776 fordernd den Schatullier an; „Ich will auch Bertuccio schinden“, heißt es spöttisch-überheblich 1778 im Zusammenhang mit einer Geldsendung an Johann Heinrich Merck, der für Carl August Kunstgegenstände angekauft hatte. „Entsezlich behaglicher Laps“ notiert Goethe 1780 nach einem Gespräch mit Bertuch im Tagebuch.⁵ Bertuch seinerseits schreibt im Dezember 1777 an Gleim „Im Grunde ist’s ein wahrer Spaß mit anzusehen, wie unsre jungen Genies, die doch immer nur Ephemerer sind, rasen.“⁶ Das geht ins Literarische und Grundsätzliche. Auch der Dichter des „Werther“ ist für Bertuch offensichtlich ein „Ephemerer“. Welch ein Fehlurteil!

Bertuch, der in diesen Jahren versuchte, eine Existenz als Schriftsteller und Übersetzer in Weimar aufzubauen, gehörte in seinen literarischen Auffassungen der traditionellen Aufklärung an; und dabei war er weitaus unbeweglicher als sein Vorbild Wieland. Bertuchs der aufklärerischen Moraldichtung verhafteter Geschmack in der Wahl des Sujets und die vom Regelkanon geprägte Sicht auf die Antike zeigten sich unter anderem in seinem Trauerspiel „Elfride“ (1773, eigentlich eine Bearbeitung aus dem Englischen des William Mason) und in seinem lyri-

³ Böttiger, Karl August: *Literarische Zustände und Zeitgenossen. Begegnungen und Gespräche im klass. Weimar*. Hrsg. von Klaus Gerlach und René Sternke. 2. Aufl. Berlin 1998. S. 35.

⁴ Ebd., S. 289.

⁵ Goethe: WA. Abth. IV. Bd. 3. Weimar 1888. S. 126 bzw. 214 sowie Abth. III. Goethes Tagebücher. Bd. 1. Weimar 1886. S. 106.

⁶ Friedrich Justin Bertuch an Johann Wilhelm Ludwig Gleim. Weimar, 18. Dezember 1777. (Gleimhaus Halberstadt, Handschriftenabteilung. Briefe Bertuchs an Gleim, Brief Nr. 14.)

schen Monodrama „Polyxena“ (1774), die im historischen Sujet das traditionelle Genre des bürgerlichen Rührstücks bedienten. „Elfride“ hielt sich übrigens über ein Jahrzehnt erfolgreich auf den deutschen Bühnen, auch Goethe brachte das Stück 1791 auf dem neuen weimarschen Hoftheater. Bertuchs Übersetzung der Marmontelschen Sammlung dramatischer Stücke unter dem Titel „Über die dramatische Dichtkunst“ (1774) – von Schubart 1775 in der „Deutschen Chronik“ als „seichtes Gewäsch“ verspottet⁷ –, pries Werke der französischen Regelpoetik an. Daß all dies den Spott und die ironische Distanz Goethes hervorrufen mußte, der gerade die Antikeauffassung von Wielands „Alceste“ in „Götter, Helden und Wieland“ aufs Korn genommen hatte, verwundert überhaupt nicht. Doch noch gab es Gemeinsamkeiten wie Bertuchs (allerdings erfolglose) Bemühungen um die Herausgabe der Werke von Hans Sachs, die sich an Wielands publizistische Bemühungen um Sachs im Aprilheft 1776 des „Teutschen Merkur“ anschlossen, in dem bekanntlich Goethes produktive Sicht auf Sachsens „poetische Sendung“ mit seinem Gedicht „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung“ einbezogen wurde. Und Bertuchs popularisierende Übersetzung von Cervantes' „Don Quixote“ (1775–1777) blieb bis zu Tiecks neuer Übersetzung von 1799/1800 ein wichtiges Lektüreerlebnis auch für die jungen Literaten.

Goethe hat für die Bertuchsche Literaturkonzeption und -praxis bereits 1779 den Begriff des „Verbertuchen“ geprägt. Was ist damit gemeint? Hier der Kontext in einem Brief an Frau von Stein, in dem es um Goethes Kunsterlebnisse auf der zweiten Schweizer Reise geht: „Ich wünschte gleich ietzt alles aufschreiben zu können. Ich hab soviel davon gehört und alles verbertucht pour ainsi dire. Man spricht mit einem allzu fertigen Enthusiasmus von solchen Dingen, und niemand sieht drauf was hat der Künstler gemacht, was hat er machen wollen.“⁸ Hinter diesen Bemerkungen steht die Frage nach dem Verhältnis von empirischer Aufnahme von Wirklichkeit und ihrer künstlerischer Verarbeitung, im Grunde die Frage von Gehalt und Form. Insofern bezeichnet Goethes Begriff des „Verbertuchens“ eine Richtung der literarisch-künstlerischen Verarbeitung von Wirklichkeit, die sich nicht strengeren Maßstäben und Formprinzipien unterwirft, ganz zu schweigen von den Forderungen der klassischen Autonomieästhetik, wie sie dann in den neunziger Jahren Schritt für Schritt formuliert wurden.

⁷ *Deutsche Chronik* (Augsburg) 1775. Stück 12 vom 9. Februar 1775. S. 428.

⁸ Goethe an Charlotte von Stein. Peterlingen, 20. Oktober 1779. – In: Goethe: WA. Abth. IV. Bd. 4. Weimar 1889. S. 91.

Diese Ästhetik reibt sich bewußt an der aus Goethes und Schillers Sicht eifertigen und oberflächlichen Literaturproduktion der Massensliteratur und deren vermeintlicher formaler Schludrigkeit.

Als Goethe nach der italienischen Reise und bald auch Schiller in den neunziger Jahren diese Probleme mit den Kategorien der klassischen Ästhetik neu analysierten und definierten, war die Auseinandersetzung mit der Trivial- oder besser gesagt Modeliteratur als vermeintlich falscher Gestaltung von Realität ein wichtiger Beweggrund. Schon die ästhetische Maxime des Sturm-und-Drang-Goethe, nämlich daß es seine „unablenkbare Richtung“ sei, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben“, die Goethe bekanntlich Merck in den Mund legt, war mit der Warnung vor dem „Imaginativen“ als „dummem Zeug“ verbunden, also vor einem bloßen Spiel mit der „Einbildungskraft“.⁹ Besonders Schiller wird in seinen großen ästhetischen Programmschriften der neunziger Jahre die ausschließliche Dominanz der „Einbildungskraft“ als Zeichen der verderblichen Modeliteratur brandmarken. Schon Johann Christoph Bährens hatte 1786 in seiner Schrift „Ueber den Werth der Empfindsamkeit“ kritisch bemerkt, daß die Modeliteratur „dem Verstande nichts, und der Einbildungskraft zu viel“ gäbe und den Leser zum „Sklaven seiner Einbildungskraft“ mache.¹⁰

Schiller proklamierte als Unterschied zwischen den „gemeinen“, also gewöhnlichen, dem Zeitgeschmack verhafteten „Naturen“ und den „edlen Naturen“ das Überwinden der bloßen Sinnlichkeit, die er als das „Angenehme“ kritisch definiert. „Die schmelzenden Affekte, die bloß zärtliche Rührungen gehören zum Gebiet des *Angenehmen*, mit dem die schöne Kunst nichts zu thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflösung oder Erschlaffung, und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den innern Zustand des Menschen“, heißt es im Aufsatz „Über das Pathetische“ von 1793. Und wenn er – mit Bezug auf die seichten Romane und Dramen – fortsetzt „Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränensacks [...]; aber der Geist geht leer aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht dadurch gestärkt“¹¹, so lenkt das ex negativo schon zu den Kategorien der neuen klassischen

⁹ Goethe: *Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*. 18. Buch. – In: Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 29. Weimar 1891. S. 93.

¹⁰ Vgl. hierzu: Schulte-Sasse, Jochen: *Die Kritik an der Trivilliteratur seit der Aufklärung*. München 1971. S. 61.

¹¹ Schiller, Friedrich: *Ueber das Pathetische*. – In: Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 20. Philosophische Schriften. T. 1. Unter Mitw. von Helmut Koopmann hrsg. von Benno von Wiese. Weimar 1962. S. 196–221 (Zitat: S. 199; Hervorhebung von Schiller).

Ästhetik. Schiller hat dies in den neunziger Jahren mannigfach variiert und vertieft. Mit Bezug auf den Leser von Modeliteratur heißt es 1795 in „Über naive und sentimentalische Dichtung“: „Der Last des Denkens sind sie hier auf einmal entledigt, und die losgespannte Natur darf sich im seligen Genuß des Nichts, auf dem weichen Polster der *Platitüde* pflegen“.¹²

Bedenkt man die Situation im Weimar dieser Jahre, so sind diese – selbstverständlich als übergreifende theoretische Entwürfe intendierten – Analysen und Definitionen von Modeliteratur auch eine kritische Auseinandersetzung mit den Literaturlauffassungen und -praktiken Friedrich Justin Bertuchs. Denn dieser war seinen Weg konsequent weitergegangen. Er führte ihn weg vom Autor-Schriftsteller und Übersetzer zum Vermittler und Herausgeber von möglichst massenwirksamer Literatur. Insofern verkörperte er einen neuen Typ des Literaten, den der entwickelte literarische Markt nicht nur schlechthin erlaubte, sondern regelrecht erforderte. Bertuch war damit über Jahrzehnte außerordentlich erfolgreich. Dabei spielte das *Journal* als aktuelles, schnell ins Publikum wirkendes Publikationsgenre eine besondere Rolle. 1783 wurde Bertuch als eine Art Nothelfer von Wieland als Mitredakteur und zugleich finanziell-merkantilischer Teilhaber in die Redaktion des „Teutschen Merkur“ geholt, der durch Absatzprobleme in die Krise geraten war. Bertuchs neues Konzept für den „Merkur“ – die Wendung zu naturwissenschaftlichen, ökonomischen und geographischen Themen sowie die verstärkte Publikation von Reisebeschreibungen der verschiedensten Art – entfernte diese Zeitschrift von ihrer ursprünglichen Konzeption als literarisch-kulturkritisches Journal, wenn auch dabei nicht zu übersehen ist, daß Bertuch als geschickter Herausgeber mit solchen neuen Themen durchaus zentrale Probleme der Zeit kulturkritisch bediente, so z. B. mit der Berichterstattung über das Erdbeben von Messina 1783, das von den Zeitgenossen wie das Erdbeben von Lissabon zwanzig Jahre zuvor als tiefer Kulturschock und Ausdruck der Krisenhaftigkeit der Jahre vor dem Ausbruch der Revolution empfunden wurde. Mit dem neuen Programm rettete Bertuch zwar zunächst den „Merkur“, konnte dessen Auflage jedoch nicht wesentlich steigern. Goethe zog sich als Autor vom „Merkur“ zurück und stieg erst ab 1788 mit einer Reihe von Beiträgen zu Italien wieder ein. Bertuch hatte die Redaktion inzwischen verlassen; der „Teutsche Merkur“

¹² Schiller, Friedrich: *Ueber naive und sentimentalische Dichtung*. – In: Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 20 (s. Anmerkung 11). S. 411–503 (Zitat: S. 488; Hervorhebung von Schiller).

erlebte dank des Eintretens für die neue „kritische“ Philosophie Immanuel Kants, vor allem in Gestalt der Beiträge zweier junger Jenaer Professoren, des Schwiegersohns Wielands, Carl Leonhard Reinhold, und des Juristen Gottlieb Hufeland, einen vorübergehenden Aufschwung, ohne dem Massengeschmack huldigen zu müssen. Bertuch selbst gelang ein größerer Erfolg erst, als er ab 1786 mit dem „Journal des Luxus und der Moden“ sein populäres Konzept in einer eigenen Zeitschrift voll verwirklichen konnte. In der Art und Weise, wie hier ein Journal bewußt als Spiegel der Zeit und ihres Geschmacks das Prinzip des „Verbertuchens“ realisierte, entstand ein markanter Gegenpol zur Ästhetik des nachitalienischen Goethe und seiner Mitstreiter und deren künstlerischen und publizistischen Emanationen. Das Reizwort „Mode“ (im weiten Wortsinn) war nun expressis verbis zum Programm geworden. Herder prägte sogleich 1786 das bissige Wort vom „Modejournalisten“; für ihn waren die Bertuchianer – so in einem Brief an Gleim vom September 1795 – „Wechselkrämer“, die „nicht die Freunde, wohl aber die ärgsten Feinde der Wissenschaften“ seien.¹³ Schiller, der 1787 erstmals Zutritt zu den Weimarer Kreisen findet, schreibt in seinen Briefen an Christian Gottfried Körner angesichts des Bertuchschen Anwesens in Weimar neidvoll-bewundernd und zugleich typisierend-verallgemeinernd: „Die Bertuchs müssen in der Welt doch überall Glück haben“, drückt aber sogleich seine Verachtung gegenüber dem „geschmeidigen Bertuch“ und dessen „mercantilischer Seele“ aus.¹⁴ Bedenkenlos nutzt er jedoch Bertuchs „Handelsgeist“ und dessen Beziehungen, um beispielsweise schnell in die gut bezahlte Rezensionstätigkeit der von Bertuch mit herausgegebenen Jenaer „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ einbezogen zu werden.

Diese Zeugnisse sind ein Indiz dafür, wie die Gegebenheiten der neuen Produktions- und Distributionsformen immer stärker in die literarischen Debatten eindringen. Lassen Sie mich einige zeitgenössische Entwicklungen, die diesen Prozeß determinieren, kurz in die Erinnerung rufen. In der Phase der relativen Stabilisierung nach dem Siebenjährigen Krieg hatten diese Distributions- und Kommunikationsbedingungen radikale Wandlungen erfahren. Verlagsbuchhandel und Jour-

¹³ Herder, Johann Gottfried: *Briefe*. Gesamtausg. Bearb. von Wilhelm Dobbek und Günter Arnold. Bd. 5. Weimar 1979. S. 180 bzw. Bd. 7. Weimar 1982. S. 187.

¹⁴ Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 24. Briefwechsel. Schillers Briefe. 17.4.1785–31.12.1787. In Verb. mit Walter Müller-Seidel hrsg. von Karl Jürgen Skrodzki. Weimar 1989. S. 136 und 146 bzw. Bd. 25. Briefwechsel. Schillers Briefe. 1.1.1788–28.2.1790. Hrsg. von Eberhard Haufe. Weimar 1979. S. 19.

nalredaktionen bedienten einen wachsenden Leserkreis, der die Buchproduktion insgesamt und vor allem das Journalwesen sprunghaft anwachsen ließ. Der Handel mit Büchern und Zeitschriften wurde durch die grundlegenden Reformen des Leipziger Verlagsbuchhändlers Philipp Erasmus Reich auf eine neue Grundlage gestellt, indem der bisherige Tausch- oder Changehandel Buch gegen Buch, Bogen gegen Bogen, durch den sogenannten „Nettohandel“ Buch gegen bare Geldzahlung abgelöst wurde. Das literarische Produkt war zur Ware geworden, der sich formierende literarische Markt stellte das Verhältnis Autor–Verleger–Publikum auf eine völlig neue Grundlage. Die riesigen Chancen des neuen Marktes, z. B. die faktisch unbegrenzte Verfügbarkeit literarischer Werke und die Überwindung der territorialen Begrenzung in der Wirkung von Literatur, diese Vorzüge waren mit riesigen Problemen und Geburtswehen verbunden. Die von Goethe und Schiller heftig geführten Debatten um das Publikum, das Ringen um den Leser, das auch verzweifelte Publikumsschelte einschloß, das ständige Experimentieren mit den neuen Publikations- und Distributionsformen, all das stellte jede ästhetische Debatte, jede literarische Werkproduktion in neue, komplizierte Zusammenhänge. Ja, man kann sagen, daß sich erst mit der Entwicklung des literarischen Marktes die Schichtung der literarischen Ebenen, eben die Dichotomie von „hoher“ und Massenkultur, ausbildete. Die Publikationsstrategie auch für die „hohe“ Literatur konnte diesem Kräftefeld in keiner Weise und zu keiner Zeit entgehen. Keine ästhetische Debatte konnte dies ignorieren. Die daraus entstehenden Existenzfragen für den Autor haben also neben der konzeptionellen Ebene, dem literarisch-ästhetischen Programm, auch eine ganz praktische ökonomische Seite, die von nun an die Existenz des sogenannten „freien“ Schriftstellers, also des professionellen Autors, begleiten wird und bis zum heutigen Tag begleitet. Das war die Basis für alle kritischen Diskurse.

Lassen Sie mich unter diesem Aspekt noch einmal kurz die Bemerkungen Schillers über seine Begegnungen mit Bertuch im August 1787 in seinen Briefen an Christian Gottfried Körner heranziehen. Schiller inszeniert diese Gespräche als von seiner Seite überlegen und zugleich hinterhältig geführtes Abtasten dieser „mercantilen Seele“, die arglos in ihrer Begeisterung für „Commercespekulationen“ den Dichter für sich zu gewinnen sucht. Die Ambivalenz solcher Beziehungen, die Verachtung des Poeten für den erfolgreichen Unternehmer und seine gleichzeitige Abhängigkeit von ihm, ist überaus deutlich. Dem bereits zitierten Stoßseufzer „Die Bertuchs müssen in der Welt doch überall Glück haben“ folgt der Versuch der Selbstbehauptung: „Der Mann bil-

det sich ein, daß wir Berührungspunkte hätten und denkt mich auf einer neuen Seite betreten zu haben. Uebrigens aber gestehe ich Dir werde ich Bertuchs Bekanntschaft nie ganz aufgeben. Wer weiß ob nicht Du vielleicht von seiner Thätigkeit, seinem Handelsgeist und seinem Glücke profitieren kannst, wenn sich Fälle ereignen sollten.“¹⁵ Und diese „Fälle“ ereignen sich natürlich; wie Goethe versuchte auch Schiller Bertuch bei Verlags- und Finanzproblemen und entsprechenden Verhandlungen mit den Verlegern zu gebrauchen, mit und ohne Erfolg.¹⁶ War Schiller doch auch deshalb nach Weimar gekommen, weil dieses sich formierende kulturelle Zentrum Weimar/Jena mit seiner literarisch-kulturellen Infrastruktur von Verlagen, Zeitschriftenredaktionen, Druckereien, von Theater und Bibliothek sowie der benachbarten Universität Jena auch für einen „freien Schriftsteller“ günstige Existenzbedingungen zu bieten schien und in praxi auch bot.

An der Entwicklung der *periodischen* Publikationsformen werden diese allgemeinen Zusammenhänge anschaulich greifbar. In den siebziger Jahren wurden in Deutschland nach französischen Vorbildern zunächst der Musenalmanach („Göttinger Musenalmanach“, 1770 ff.) und seine Nachahmer als annalistische Publikationsform vorwiegend für lyrische Poesie geschaffen, dem bald das literarische „Taschenbuch“ als annalistische Publikationsform für Prosatexte folgte. Das vorklassische Weimar brachte sodann mit Wielands 1773 gegründetem „Teutschen Merkur“ einen neuen Typ der literarischen Zeitschrift hervor, der sich neben die traditionellen gelehrten und kritischen Journale wie beispielsweise Friedrich Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek“ (1765–1792, fortgesetzt als „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“, 1793–1805) oder die vor allem von Christian Felix Weiße herausgegebene „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“ (1757–1765, fortgesetzt als „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste“, 1766–1805) stellte. Der literarisch-ästhetische Diskurs wird nunmehr, da man nicht nur kritisch-räsonierende Reflexe, sondern in erster Linie Originalbeiträge publiziert, eigentlich erst ermöglicht und mit bisher ungekannter Aktualität und Brisanz in Gang gesetzt. Wieland hatte – nicht zuletzt mit dem Blick auf den Pariser „Mercure de France“ – seinen „Teutschen Merkur“ mit der

¹⁵ Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 24 (s. Anmerkung 14). S. 150 (Hervorhebung von Schiller; gemeint war natürlich nicht Körner, sondern Schiller selbst).

¹⁶ Vgl. hierzu: Seifert, Siegfried: „*Verbertuchte Literatur*“ oder *Die unendliche Geschichte vom Autor und vom Verleger am Beispiel Goethes und Friedrich Justin Bertuchs*. – In: *Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte*. Bd. 5. Wiesbaden 1995. S. 111–134.

Idee eines „National-Journals“ verbunden.¹⁷ Selbst wenn sich bald zeigte, wie schwierig es war, diesem Anspruch gerecht zu werden, sicherte sich Wieland doch die Sympathie und Mitarbeit wichtiger deutscher Autoren wie etwa Goethes. In der Weimarer Redaktion des „Teutschen Merkur“ hatte sich der junge Bertuch nach seiner Rückkehr in seine Heimatstadt Weimar 1773 erste journalistisch-redaktionelle Spuren verdient. Der mit dem „Teutschen Merkur“ geschaffene Zeitschriftentyp machte bald Schule.

Seit den neunziger Jahren wurden die periodischen Publikationsformen, also Almanach und Zeitschrift, zu einem bevorzugten Feld der literarischen Selbstbehauptung wie der kritischen Auseinandersetzung. Daß Goethes und Schillers eigene Versuche auf diesem Gebiet nicht nur die Möglichkeiten schufen, die neuen ästhetischen Konzepte in grundlegenden Beiträgen vorzustellen, sondern daß diese Organe auch insgesamt unter eine entsprechende konzeptionelle Strategie gestellt wurden, zeigt Schillers „Horen“-Projekt mit großer Deutlichkeit. Der Vorsatz, „[...] durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was *rein menschlich* und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie [„die Gemüter“] wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinen“, formulierte ja nicht nur Grundkategorien der Autonomieästhetik, sondern war zugleich das Gegenprogramm zu jenen Journalen à la Bertuchs „Mode-Journal“, die – so Schiller – dem „frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um der Neuheit willen sucht“, huldigen.¹⁸ Als Herausgeber der „Horen“ mußte Schiller nach wenigen Jahren vor dem Publikumsgeschmack kapitulieren, als Herausgeber der populärereren Almanachform erfüllten sich für ihn im gleichen Zeitraum die literarischen wie ökonomisch-finanziellen Wünsche durchaus.

Dennoch, das Journal bleibt als Prototyp einer schnellen Literaturkommunikation verdächtig im Sinne des Bertuch vorgeworfenen „allzeit fertigen Enthusiasmus“, eben als Organ der Massenliteratur. Im Schillerschen „Musenalmanach auf das Jahr 1797“ erschienen unter anderem die „Xenien“ Goethes und Schillers; dieser Almanach war nicht zuletzt deshalb im Publikum besonders erfolgreich. In diesen kritischen Distichen steht auch das Journal am Pranger:

¹⁷ Vgl. hierzu: Seifert, Siegfried: „*Mein mercurialisches Fabrikwesen*“. Die Anfänge des „Teutschen Merkur“ und die Selbstverlagsidee. – In: *Der Teutsche Merkur. Die erste deutsche Kulturzeitschrift*. Hrsg. von Klaus Manger. Tübingen 2003. S. 33–46.

¹⁸ Schiller, Friedrich: *Ankündigung der „Horen“*. – In: Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 22. Vermischte Schriften. Hrsg. von Herbert Meyer. Weimar 1958. S. 106 und 107 (Hervorhebungen von Schiller).

Wie sie knallen, die Peitschen! Hilf Himmel! Journale! Kalender!
Wagen an Wagen! Wie viel Staub und wenig Gepäck!

heißt es da; in der Handschrift stand für „Journale! Kalender!“ ursprünglich apodiktisch „Deutsche Journale“!¹⁹

Auch die bekannten Verse aus dem „Vorspiel auf dem Theater“ zum „Faust“ sind in zeitlicher Nähe zu diesem Xenion, nämlich 1798, entstanden:

Und, was das allerschlimmste bleibt,
Gar mancher kommt vom Lesen der Journale.
Man eilt zerstreut zu uns, wie zu den Maskenfesten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt.²⁰

Bertuchs „Mode-Journal“ wird in den „Xenien“ von 1797 namentlich apostrophiert und ironisch abgefertigt:

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beide
Weißt du zu fördern, du bist ewig des Beifalls gewiß.²¹

Noch 1814 behandelt Goethe in dem „Invectiven“-Gedicht „Journal der Moden“ das Thema erneut und in gleicher Weise.²² Und in einer kritischen Beurteilung von neun führenden deutschen Zeitschriften fällt Goethe 1795 zum „Mode-Journal“ Urteile wie „Albern, wie alle Modeneuigkeiten“ oder „Ein wahres Nichts“.²³ „Der Zeitschriftsteller“ ist ein Xenion aus dem Nachlaß überschrieben²⁴ – die wohl kürzeste Kontrastdefinition zur Auffassung vom Autor in dem vermeintlich zeitlosen „Horen“-Programm. Diese und andere Bezeichnungen – auch „Mode-Journal“ klingt ja im Munde Goethes, Schillers und Herders immer durchaus süffisant – ironisieren den erfolgreichen Zeitschriftenherausgeber und speziell Bertuch, gewiß auch mit heimlichem Zähneknirschen über dessen Erfolge und eigene Mißerfolge auf diesem Gebiet. Das schließt auch die Suche nach dem Kompromiß, die geschickte Nutzung der neuen Publikationsgattung nicht aus, vor allem im Nachdenken über die gescheiterten „Horen“. „Ohne daß es eine Zeitschrift würde, näherte man das Werk einer so beliebten und der Zerstreuung des Publikums so gemäßen Art“, heißt es in einem Brief

¹⁹ Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 5, Abth. 1. Weimar 1893. S. 240.

²⁰ Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 14. Weimar 1887. S. 12.

²¹ Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 5, Abth. 1. Weimar 1893. S. 243.

²² Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 5, Abth. 1. Weimar 1893. S. 170.

²³ Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 40. Weimar 1901. S. 476–478 (Zitate: S. 478).

²⁴ Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 5, Abth. 1. Weimar 1893. S. 271.

an den Verleger Cotta vom 27. Mai 1798²⁵, also in der unmittelbaren Phase der Vorbereitung eines neuen Zeitschriftenversuchs im Dienste der Autonomieästhetik, der Goetheschen „Propyläen“ (1798–1800), die übrigens erneut zu einem buchhändlerischen Mißerfolg wurden. Eine aufschlußreiche Formulierung, besonders in der Kontradiktion von „Werk“ und „Zeitschrift“. Der Werkbegriff mit seinem hohen inhaltlichen und künstlerischen Anspruch wird nicht von ungefähr gewählt, steht doch die Herausgabe einer Zeitschrift, so wie Goethe und Schiller sie verstehen, stets unter einer strengen konzeptionellen Diktion. So hatte Schiller in seiner „Einladung zur Mitarbeit“ für die „Horen“ von einer „literarischen Assoziation“ der „vorzüglichsten Schriftsteller der Nation“ gesprochen, deren Ziel es sein müsse, das „vorher geteilt gewesene Publikum“ zu „vereinigen“.²⁶ In der Betonung der konzeptionellen Geschlossenheit gewinnt Goethe den kritischen Ansatz zur Beurteilung von Periodica, die nach seiner Meinung keinen hohen Ansprüchen genügen; so äußert er noch 1821 rückschauend über die von dem Jenaer Historiker Heinrich Luden bei Bertuch herausgegebene Zeitschrift „Nemesis“ (1814–1818), sie sei mißlungen „wegen Mangels aller *Methode*“.²⁷

Und mit dem Begriff der „Zerstreuung“ – er wurde eben schon zweimal zitiert – wird ebenfalls eine Kategorie apostrophiert, die im Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe in den Jahren 1797 und 1798 eine besondere Rolle spielt, und zwar als negative Charakterisierung der Massenliteratur. Aus Frankfurt schreibt Goethe an Schiller im August 1797 in einer interessanten Analyse des „Publicums in einer großen Stadt“: „[...] alle Vergnügungen, selbst das Theater, sollen nur zerstreuen, und die große Neigung des lesenden Publicums zu Journalen und Romanen entsteht eben daher, weil jene immer und diese meist Zerstreuung in die Zerstreuung bringen“. Hier haben wir ein Beispiel, wie Goethe in der Auseinandersetzung mit dem Problem des oberflächlichen Genusses, der die Massenlektüre auszeichnet, Kategorien der Autonomieästhetik gewissermaßen aus dem konkreten kritischen Diskurs heraus entwickelt, denn er fährt fort: „[...] Die Poesie verlangt,

²⁵ Goethe: WA. Abth. IV. Bd. 13. Weimar 1893. S. 163.

²⁶ Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 22 (s. Anmerkung 18). S. 104.

²⁷ Goethe: Gespräch mit Kanzler Friedrich von Müller, 18. Mai 1821. – In: *Goethes Gespräche*. Ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig. Bd. 3, Teil 1. München 1998. S. 247 (Hervorhebung von Goethe). – Vgl. hierzu auch: Seifert, Siegfried: *Goethe und die Kulturvermittlung durch Journale*. – In: *Goethe und die Weltkultur*. Hrsg. von Klaus Manger. Heidelberg 2003 (im Druck).

ja sie gebietet Sammlung, sie isolirt den Menschen wider seinen Willen, sie [...] ist in der breiten Welt [...] so unbequem wie eine treue Liebhaberinn.“²⁸ In der Überwindung der „gemeinen Empirie“ (Schiller an Goethe, 17. August 1797) bewährt sich die Gestaltung des Kunstschönen, das sich „über das Wirkliche erhebt“ (Schiller an Goethe, 14./15. September 1797).²⁹ Bereits 1795 hatte Schiller in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ das Wechselverhältnis der „Fundamentalgesetze“ der „absoluten *Realität*“ und der „absoluten *Formalität*“ analysiert und geschrieben: „[...] er [der „Mensch“] soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist [...]; mit anderen Worten: er soll alles innre veräußern und alles äussere formen“.³⁰ Im Briefwechsel mit Goethe wird dieser Prozeß des Aufsteigens von der Empirie zur Gestaltung mannigfach weiter erörtert. So schreibt Goethe am 25. Oktober 1797 an Schiller von den „Gegenständen *zur Kunst*“, die „eine gewisse Idealität an sich haben, denn indem sie bezüglich auf Kunst betrachtet werden, so werden sie durch den menschlichen Geist schon auf der Stelle verändert“.³¹ Den Stoff zum *Wilhelm Tell*, um den es hier konkret geht, erkannte Goethe sofort als einen solchen „Gegenstand zur Kunst“; bekanntlich hat er dessen Gestaltung an Schiller abgetreten. Man könnte noch lange fortfahren, diese „hochgesinnte“ Verschwörung gegen das Publikum“, wie Brecht bei der Lektüre des Schiller-Goethe-Briefwechsels notiert, als im Diskurs gewonnenes Gegenbild des „Schönen“ zum „Trivialen“ zu bezeichnen.

Was bleibt als eine vorläufige Schlußfolgerung? Es ist einmal die Bestätigung der widersprüchlichen Vielfalt der Literaturverhältnisse im „klassischen Weimar“. Diese Erscheinungsbilder erweisen die Dichotomie von „Schönem“ und „Triviale“ als Phänomen in einem komplexen Kräftefeld, das sowohl Werke mit hohem Anspruch als auch literarische Schreibweisen in der Manier Bertuchs, Sophie von La Roches und vieler anderer, deren Texte im Briefwechsel Schiller-Goethe analysiert werden, aufweist. „Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten fähigen Gemüth ergreift, so

²⁸ Goethe an Schiller. Frankfurt a. M., 9. August 1797. – In: Goethe: WA. Abth. IV. Bd. 12. Weimar 1893. S. 217.

²⁹ Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 29. Briefwechsel. Schillers Briefe. 1.11.1796–31.10.1798. Hrsg. von Norbert Oellers und Frithjof Stock. Weimar 1977. S. 117 bzw. 131.

³⁰ Schiller: *Werke*. Nationalausg. Bd. 20 (s. Anmerkung 11). S. 344 (Hervorhebungen von Schiller).

³¹ Goethe: WA. Abth. IV. Bd. 12. Weimar 1893. S. 450 (Hervorhebung von Goethe).

ruht der *Stil* auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntniß, auf dem Wesen der Dinge, in so fern uns erlaubt ist es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen“, heißt es in Goethes Aufsatz „Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil“ von 1789, einem der ersten Zeugnisse der nachitalienischen Ästhetik.³² Goethe läßt keinen Zweifel daran, was anzustreben und was zu überwinden, ja zu verwerfen sei.

Aber die Erkenntnis, daß im unvermeidbaren Nebeneinander ein ebenso unvermeidbares Miteinander existiert, ist ihm zuletzt keineswegs fremd. Goethe hatte die bemerkenswerte Fähigkeit, sich am Ende seines Lebens über den zeitgenössischen Disput zu erheben und dem faszinierenden Prozeß der Herausbildung moderner Literaturverhältnisse in seiner Komplexität Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Im Juni 1830 resümierte der Achtzigjährige, so überliefert der weimarische Kanzler Friedrich von Müller, das Phänomen „klassisches Weimar“: „Weimar war gerade nur dadurch interessant, daß nirgends ein Centrum war. Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht miteinander vertrugen; das war das Belebendste aller Verhältnisse, regte an und erhielt jedem die Freiheit.“³³ Das Gespräch knüpft zwar unmittelbar an die Bestrebungen der Erbgroßherzogin und russischen Großfürstin Maria Pawlowna an, Weimar „in der bisherigen Bedeutung [...] zu erhalten“ und ist mit leiser Kritik an dem darin nach Goethes Meinung spürbaren „falschen russischen Begriff einer Zentralisation“ verbunden³⁴, geht man jedoch davon aus, daß Konflikte und kontroverse Diskurse in Weimar letztlich stets literarisch-ästhetischer Art waren, so haben wir hier einen bedenkenswerten Ansatz für eine übergreifende historische Sichtweise auf unser Thema. „Belebung aller Verhältnisse“ durch die Tolerierung kontroverser Strömungen, ja durch den Diskurs auch mit den „nivellirenden Naturen“? Darüber sollte weiter diskutiert werden.

³² Goethe: WA. [Abth. I.] Bd. 47. Weimar 1896. S. 80 (Hervorhebung von Goethe).

³³ Goethe: Gespräch mit Kanzler Friedrich von Müller, 6. Juni 1830. – In: *Goethes Gespräche* (s. Anmerkung 27). Bd. 3, Teil 2. München 1998. S. 637.

³⁴ Ebd., S. 637.